

1/10

28. Jahrgang der

«Rundbriefe»

Luzern, Januar 2010



Journal der Theologischen
Bewegung für Solidarität und
Befreiung – TheBe

Erwägungen

Doris Strahm
Weiter dranbleiben
– Persönlicher Blick
zurück und nach vorn

Simone Dollinger
Wo und wie manifes-
tiert sich feministische
Theologie in der
Pfarrei-Seelsorge?

Bettina Flick
«Vor Gott sind wir
alle gleich, er macht
die Unterschiede
zwischen Mann und
Frau nicht»

Eveline Gutzwiller Perren
Eigene Bedürf-
nisse und Wünsche
wahrnehmen

Veronika Bachmann
«Sie ging aus, um
unter den Menschen-
kindern zu wohnen...»
– Feministische Theo-
logie im universitären
Kontext

Marianne Strub
Das Schweigen brechen

*In Erwägung, dass wir hungrig bleiben,
wenn wir dulden, dass ihr uns besteht,
wollen wir mal feststell'n,
dass nur Fensterscheiben
uns vom guten Brote trennen,
das uns fehlt.*

Bertolt Brecht, In Erwägung
(aus: Die Tage der Commune)

◆ Mit der ersten Nummer der «Erwägungen. Journal der Theologischen Bewegung für Solidarität und Befreiung (TheBe)» im Jahr 2010 wollen wir den konkreten Raum aktueller feministisch-theologischer Diskussions- und Praxisformen vermessen.

Warum gerade jetzt? – Anlässe dazu gibt es viele: Da feiert zum Beispiel die feministisch-theologische Zeitschrift FAMA 2010 ihr 25-jähriges Bestehen; Ina Praetorius, bekannte feministische Theologin aus der Ostschweiz, veröffentlichte vor zwei Monaten ihr neues Buch «Weit über Gleichberechtigung hinaus...» und auch in der *TheBe* ist frau mit der Arbeitsgruppe «Feministische Theologie» weiterhin beharrlich am Arbeiten.

Und doch macht sich nach der grossen Aufbruchstimmung in den achtziger und neunziger Jahren ein gewisses Unbehagen bemerkbar: Ist es allgemein der Krise der Kritik und dem herrschenden Herrschaftsdiskurs zuzuschreiben, dass feministisch-theologische Standpunkte und Praxen in Gesellschaft und Kirche nicht die Präsenz erlangen, die sie eigentlich verdient hätten?

So fragen wir: Wo war, ist, bleibt feministische Theologie ein Stachel im Fleisch? Wo wurde sie integriert oder gar aufgehoben? Wo ist der Schnauf ausgegangen? Welche feministisch-theologischen Praxen haben Zukunft – an welchen Orten, in welchen Konstellationen, mit welchen BündnispartnernInnen, mit welchen Themen?

Diese Fragen beleuchten verschiedene feministische Theologinnen aus ihrem je spezifischen Blickwinkel – und zwar immer von der konkreten Praxis ausgehend und zu ihr hinführend. Die prägnanten und viele Erfahrungen einbeziehenden Texte sind eine Einladung zum eigenen Nachdenken darüber, was aus den eigenen Ansprüchen feministisch-theologischen Nachdenkens und Tätigseins geworden ist.

Inhalt

-
- | | |
|----|---------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|
| 1 | Doris Strahm: Weiter dranbleiben – Persönlicher Blick zurück und nach vorn |
| 4 | Simone Dollinger: Wo und wie manifestiert sich feministische Theologie in der Pfarrei-Seelsorge? |
| 6 | Bettina Flick: «Vor Gott sind wir alle gleich, er macht die Unterschiede zwischen Mann und Frau nicht» |
| 9 | Eveline Gutzwiller Perren: Eigene Bedürfnisse und Wünsche wahrnehmen |
| 11 | Veronika Bachmann: «Sie ging aus, um unter den Menschenkindern zu wohnen...» – Feministische Theologie im universitären Kontext |
| 13 | Marianne Strub: Das Schweigen brechen |
| 16 | Ina Praetorius: Workout für Engagierte |
| 17 | Aus der Bewegung für Solidarität und Befreiung |
-

Weiter dranbleiben – Persönlicher Blick zurück und nach vorn

◆ Aufbruch war unser Motto, war unser Antrieb, damals vor bald 30 Jahren, als wir dem Feminismus und der feministischen Theologie begegnet waren. Ein Aufbruch zu neuen Räumen, die wir mit unseren Ideen von einer anderen Welt, Gesellschaft und Kirche, von anderen Gottes-, Frauen- und Männerbildern, Lebens- und Wirtschaftsformen gestalten wollten. Nicht einfach formale Gleichberechtigung war unser Ziel, sondern eine Umgestaltung der bestehenden patriarchalen Ordnung. Ein Ausbruch aus der symbolischen Zweiteilung der Welt in männlich-weiblich, Geist-Körper, Kultur-Natur, Gott-Welt.

Wir waren viele. Alles schien uns möglich, wir glaubten an die Veränderbarkeit der Welt und von uns selbst. Wir debattierten, wir stritten, wir lachten und wollten die Welt aus den Angeln heben. Wir haben feministische Zeitschriften gegründet, Tagungen veranstaltet, Vorträge gehalten, Netzwerke gebildet, Bücher geschrieben, feministisch-theologische Lehraufträge an den Universitäten initiiert.

Wir wurden angefeindet, als Emanzen und Männerhasserinnen verschrien. Das kümmerte uns wenig. Wir fühlten uns im Recht, wir kämpften für eine Veränderung der patriarchalen Machtverhältnisse und verstanden uns als Teil

der politischen Frauenbefreiungsbewegung.

Vielfältiges Wir

In den 1990er Jahren ist uns dieses euphorische «Wir» abhanden gekommen. Wir mussten erkennen, dass unser «Wir» kein universales war, dass es Frauen gab, die wir in unser «Wir» nicht eingeschlossen hatten: arme Frauen, Migrantinnen, schwarze und farbige Frauen, Frauen aus der sogenannten Dritten Welt. Wir haben als westliche feministische Theologinnen daraus gelernt, dass feministische Theologien als Befreiungstheologien in einem konkreten Kontext verortet sind und sich auf diesen beziehen müssen; dass wir nicht für alle Frauen sprechen (können), aber dass Solidarität unter Frauen trotz kontextueller, kultureller, ökonomischer und religiöser Unterschiede unerlässlich ist im Kampf für eine Welt, in der alle Frauen in Würde und Freiheit und selbstbestimmt leben können.

Der Patriarchatsbegriff wurde erweitert und nicht mehr als Herrschaft der Männer über die Frauen verstanden, sondern als ein System verschiedener, miteinander verschränkter Formen von Unterdrückung begriffen. Differenzen zwischen Frauen, die von der Kolonialgeschichte, von Rassismus und gegenwärtigen neokolonialen Mechanismen mitbedingt sind, kontextuelle Verschiedenheit und Vielfalt von Frauenerfahrungen wurden neu Ausgangspunkt feministischer Befreiungstheologien, denen es um ein gutes Leben für alle Frauen geht. Mit der Gender-Kategorie schliesslich wurde der Blick noch expliziter als zuvor auf das Geschlechterverhältnis gerichtet und auf die Frage, wie dieses in den alltäglichen Handlungen und sozialen Praktiken permanent hergestellt wird.

Feministische Theologie ist kontextuell und kulturell vielfältig geworden, umfasst unterschiedliche theoretische Ansätze und ist zunehmend auch interreligiös ausgerichtet.

Viel erreicht...

Wie manifestiert sich feministische Theologie gegenwärtig im Kontext der Schweiz? Schaut man sich das Faktenblatt «merk.würdig» der kirchlichen Frauenstellen¹ an, ist unglaublich viel erreicht worden: Frauengottesdienste, Frauenkirchenfeste, Frauensynoden, Segensfeiern für verschiedene Lebensereignisse bieten Frauen eine theologische und spirituelle Heimat. Kirchliche Frauen- und Genderstellen engagieren sich beharrlich für die Vermittlung feministisch-theologischen Gedankengutes und für die Gleichstellung in den Kirchen. Über Jahre haben Bildungshäuser feministische Tagungen und Theologiekurse angeboten und damit auch viele Frauen am Rande der Kirchen erreicht. Theologinnen haben regionale, nationale und europäische Netzwerke gebildet; an theologischen Fakultäten wurden feministisch-theologische Lehraufträge eingerichtet, die an einigen Universitäten bis heute bestehen. Die feministisch-theologische Zeitschrift der Schweiz, die FAMA, die ich 1985 mitgegründet habe, feiert 2010 ihr 25-jähriges Bestehen als autonomes Frauenprojekt. Und nicht nur das: Im Redaktionsteam hat ein Generationenwechsel stattgefunden. Das, was uns Gründerinnen über 20 Jahre angetrieben hat, geht also weiter: in neuen Formen und mit eigenen Akzenten.

In den evangelischen Kirchen ist in Richtung Gleichstellung viel passiert, in der römisch-katholischen Amtskirche dagegen überhaupt nichts. Die rückwärtsgewandte Männerbastion hält sich mit aller Macht am Leben. Am offensichtlichsten hat sich die feministische Theologie in der Praxis der Bibelarbeit «inkarniert»: in feministischen Lesarten der Bibel, im Wiederentdecken des biblischen Frauenerbes und in einer geschlechtergerechten Bibelübersetzung. Weitgehend unspektakulär, aber höchst wirksam ist die Arbeit von feministischen Gemeindepfarrerinnen, die ihre

Theologie in ihrer Seelsorgepraxis, in Liturgie und Religionsunterricht umsetzen. Sehr viel Aufklärungsarbeit ist von feministischen Theologinnen zum Zusammenhang von christlicher Theologie und Gewalt gegen Frauen und Mädchen geleistet worden. Viele dieser Erkenntnisse sind in die kirchliche Praxis eingegangen, haben zu kirchlichen Kampagnen und seelsorgerlichen Richtlinien geführt.

... aber noch lange nicht am Ziel

Trotz all dieser Erfolge ist es um die feministische Theologie ruhig geworden. Die Zeit der grossen Empörung, aber auch der utopischen Entwürfe scheint vorbei. So gibt es zwar eine Fülle ausgezeichnete wissenschaftlicher Studien im Bereich theologischer Frauen- und Geschlechterforschung, aber kaum noch inspirierende Entwürfe, die unsere Sehnsucht schärfen, dass es «mehr als alles geben muss» (Dorothee Sölle). Feministisch-theologische Tagungen und Kurse ziehen kaum mehr Leute an. Die dafür zuständigen Stellen wurden in fast allen Bildungshäusern aufgehoben und das Frauen- und Genderthema als Querschnittsthema definiert. Auch die Tage der kirchlichen Frauenstellen sind in Zeiten der massiven Kirchaustritte und den dadurch provozierten Sparmassnahmen gezählt. Und was vielleicht am gravierendsten ist: Die traditionelle Basis feministischer Theologie, nämlich kirchlich-christlich sozialisierte Frauen (und Männer), bricht langsam weg. Die heutigen jungen Frauen und Männer sind kaum mehr an Kirche und damit häufig auch nicht mehr an Theologie interessiert. Wer also ist eigentlich heute unsere Basis?

Auch der Feminismus ist für die meisten jungen Frauen überholt. Die Gleichberechtigung ist in ihren Augen erreicht; dass die Ziele des Feminismus weit über Gleichberechtigung hinausreichen², ist selbstbewussten und erfolgreichen jungen Frauen nur schwer zu

vermitteln. Feministisch-theologische Lehraufträge werden zunehmend ins Gewand der Genderforschung oder der geschlechtergerechten Theologie gekleidet, um jeden kämpferischen und parteilichen Touch zu vermeiden. Und Querschnittthema in allen Fächern der Theologie, wie wir es uns erhofft hatten, ist feministische Theologie auch nicht geworden. Man(n) kann auch heute noch ein theologisches Grundlagenbuch schreiben, ohne feministisch-theologische Literatur einzubeziehen. Unsere Ziele sind also längst noch nicht erreicht.

Und doch gibt es wenig Widerstand. Was mir aber vor allem fehlt, ist die öffentliche Präsenz feministischer Theologie, die politische Einmischung in aktuelle kirchliche und gesellschaftliche Fragen. Dabei gäbe es gerade in jüngster Zeit allen Grund, als feministische Christinnen sich laut und vernehmbar in die gesellschaftlichen Debatten einzumischen. Es muss uns aufschrecken, wenn rechtspopulistische Kreise mit dem Thema «Religion» (Ausländer-) Politik betreiben, eine religiöse Minderheit in unserem Land diffamieren und diese mit «demokratischen» Mitteln in ihren Grundrechten einschränken. Es muss uns als feministische Theologinnen erst recht aufschrecken, wenn die Frauen- und Geschlechterfrage zur Bestimmung des Eigenen und zur Markierung der «Anderen» instrumentalisiert wird und ausgerechnet dieselben Kreise, die ein rückständiges Frauenbild propagieren und jedes gleichstellungspolitische Postulat in unserem Land bekämpfen, sich plötzlich die Befreiung der angeblich unterdrückten Musliminnen auf die Fahne schreiben.

Ich wünschte mir, dass feministische Theologinnen und ihre Netzwerke sich zukünftig öffentlich zu Wort melden in den aufgeheizten Debatten um Frauenrechte und Religion, um die Rolle von Religionen für den sozialen Zusammenhalt und das friedliche Zusammen-

leben in unserer multireligiösen und multikulturellen Gesellschaft.

Als (christliche) Frauen wissen wir, wie Fremdzuschreibungen und Mechanismen des Ausschlusses funktionieren, und sollten diese Analysen in die politischen Diskussionen einbringen, ebenso wie unsere Vision von einem guten Leben. Denn feministischer Theologie ging es nie nur um unsere eigene Befreiung, sondern umfassender um eine neue Gestaltung der Welt auf Gerechtigkeit und Wohlergehen für alle hin – um ein Leben in Fülle für alle Menschen. Von dieser Vision sind wir noch immer weit entfernt.

1 Vgl. Internet Version ab Januar 2010 auf: www.fama.ch

2 Vgl. das gleichnamige neue Buch von Ina Praetorius

Wo und wie manifestiert sich feministische Theologie in der Pfarrei-Seelsorge?

◆ Wenn ich über das Wo und WIE feministischer Theologie in der Seelsorge nachdenke, dann tue ich dies ausgehend von meinen Erfahrungen in einer Agglomerationspfarrei. Ich schaue dabei primär auf das, was ich in der Seelsorge mit Frauen erlebe, die sich in der Pfarrei freiwillig engagieren. Es kommt also bei Weitem nicht das Ganze in den Blick.

Identität stärken

Allen Ansätzen feministischer Theologien geht es darum, Unterdrückung und Diskriminierung von Frauen aufzuheben und Frauen darin zu bestärken, eine eigene Identität auszubilden. Wo stehen wir mit diesem Anliegen in der pastoralen Praxis? Frauen empfinden sich heute meist nicht mehr aufgrund ihres Geschlechts diskriminiert oder unterdrückt: die Älteren, weil sie die Emanzipationsbewegung selbst miterlebt und viele Freiheiten errungen haben; die Jüngeren, weil es für sie selbstverständlich ist, eine Ausbildung zu machen und einer beruflichen Tätigkeit nachzugehen. Ich meine, dass das Anliegen nicht obsolet geworden ist. Es ist jedoch im heutigen Pfarreialtag viel unspektakulärer geworden und steht manchmal sogar quer zum Emanzipationsgedanken. Ich möchte von drei Frauen erzählen:

1. Die siebzigjährige Lucia A. engagiert sich seit zwanzig Jahren in der Drittweltgruppe der Pfarrei. Nun erklärt sie an einer Sitzung, sie möchte kürzer treten. Sofort wird sie von ihrer besten Kollegin in der Gruppe angefahren, sie könne doch jetzt nicht einfach aufhören, sie sei schliesslich auch schon so lange dabei. Lucia A. sagt nichts mehr.

2. Die vierzigjährige Veronika B. hat jetzt gerade eine Zweitausbildung begonnen. Lange hat sie jedoch damit gezögert: Würde nicht die Familie und auch das Engagement in der Kirche zu kurz kommen?

3. Die fünfundfünfzigjährige Maria D., Ärztin von Beruf, aus Lateinamerika, lebt seit zwanzig Jahren in der Schweiz. Sie spricht wenig Deutsch und hat dieses Kapitel ad acta gelegt. Sie pflegt Beziehungen vor allem zu lateinamerikanischen Frauen und gibt privat Spanischunterricht.

Feministische Theologie hat bei mir den Blick dafür geschärft, dass alle drei Frauen in Abhängigkeiten verstrickt sind, die nicht befreiend sind. Lucia A. und Veronika B. fiel es schwer, ein eigenes Bedürfnis zu formulieren. Beide haben Zweifel geplagt: Darf ich das wirklich? Solche Prozesse des Abschiednehmens oder Aufbrechens kann Seelsorge begleiten, allerdings ohne das Tempo vorzugeben. Mit Maria D. nahm ich mir zunächst vor, konsequent Hochdeutsch und nicht Spanisch zu sprechen. Ich wollte nicht akzeptieren, dass eine gebildete Frau sich selbst vom gesellschaftlichen Leben ausschloss. Ich spürte bald, dass sie auf Distanz ging. Wir haben also auf Spanisch weiter gesprochen... Vor kurzem ist es möglich geworden, besondere Festtage und Bräuche aus ihrem Land in der Pfarrei zu feiern. Auf einmal blühte sie auf und die Leute interessierten sich für das, was ihr wichtig war. Sie nahm die Herausforderung an trotz sprachlicher Barrieren.

Frauengeschichte sichtbar machen

Feministische Theologie befasst sich mit der Kirchengeschichtsschreibung und versucht, gerade auch in der Kirche Frauengeschichte sichtbar zu machen. Ich stelle fest, dass in den Pfarreien diesbezüglich noch Potential vorhanden ist. Gerne ist man geneigt, und da nehme ich mich nicht davon aus, Errungenschaften von Frauen in der Pfarreigeschichte nicht genügend zu würdigen.

Ein Beispiel: Was bedeutet es heute für mich schon, dass vor fünfzig Jahren Frauen des katholischen Müttervereins dafür gekämpft haben, dass sie zusammen einen Ausflug machen können? Ich bin mit zwanzig Jahren in die ferne weite Welt gezogen. Aus feministischer Perspektive ginge es meines Erachtens darum, genau solche Befreiungsgeschichten sichtbar zu machen, die betroffenen Frauen davon erzählen zu lassen und das, wofür sie sich eingesetzt haben, wertzuschätzen.

Die Rede vom Göttlichen

Feministische Theologie kritisiert die patriarchale Rede von Gott und deren Wirkung auf kirchliche und gesellschaftliche Strukturen. Ich beobachte, dass Seelsorgende heute darauf achten, wie sie von Gott sprechen. Dabei schöpfen sie aus dem reichen Schatz von alttestamentlichen Bildern und Symbolen von Gott, den besonders feministische Exegetinnen freigelegt haben. Ich nehme bei Zuhörenden wahr, dass sie dieses Sprechen von Gott jenseits von männlichen beziehungsweise geschlechtsspezifischen Bildern berührt.

Allerdings musste ich lernen, dass Bilder, die in meinen Augen klar Ausdruck einer patriarchalen Ordnung sind, nicht unbedingt als solche wahrgenommen werden. Ältere Menschen haben zum Beispiel einen tiefen Zugang zum Bruderklusengebet, welches mit den Worten beginnt «Mein Herr und mein Gott...». Darüber kann ich nicht einfach hinweg gehen.

Gotteserfahrung im Dazwischen

Mich selbst hat Carter Heyward mit ihrer These, Gott als Beziehung zu denken, sehr stark geprägt – und wahrscheinlich nicht nur mich, sondern auch andere Seelsorgende. Gott rückte damit näher zu den Menschen oder wie es Lucia Scherzberg ausdrückt: «Gott thront nicht unberührbar über aller Welt, sondern macht sich abhängig von den Menschen.» (Scherzberg: Grundkurs Feministische Theologie, Mainz 1995, S. 82).

Ich vermute, dass dieser neue Akzent mit dazu beigetragen hat, dass heute der Seelsorge als Beziehungsgeschehen mehr Beachtung geschenkt wird. Seelsorge, wie ich sie erlebe, ereignet sich im «Zwischenraum» oder in der «Zwischenzeit»: im Eingangsbereich des Pfarrhauses, am Kopiergerät, zwischen Sitzungsende und dem Nach-Hause-Gehen, nach dem Gottesdienst, zwischen Einkaufswagen, am Telefon, nachdem das «Eigentliche» besprochen ist. Für mich wird manchmal gerade in solch alltäglichen kurzen Begegnungen Gott als Beziehung erfahrbar: wenn es gelingt wahrzunehmen, was beschäftigt, umtreibt, geglückt ist.

Aus diesem beschränkten Blickwinkel auf einen ganz spezifischen Kontext schliesse ich: Feministisch-theologische Desiderate haben sehr wohl Einfluss auf die Praxis genommen, insbesondere was die Rede vom Göttlichen betrifft. Die Anliegen können jedoch nur dann ihr befreiendes Potential für Frauen (und Männer!) entfalten, wenn die Lebens- und Glaubenswirklichkeiten der Menschen wirklich ernst- und wahrgenommen werden.

Simone Dollinger, Jg. 1977, studierte Theologie und Klinische Psychologie in Friebourg und San José (Costa Rica), lebt und arbeitet in Langendorf, ehrenamtlich tätig im Vorstand der Bethlehem Mission Immensee.

«Vor Gott sind wir alle gleich, er macht die Unterschiede zwischen Mann und Frau nicht»

◆ Franz Schibli: *Bettina, als sich unsere Wege zum ersten Mal kreuzten, warst Du am Ende Deines Theologiestudiums in Fribourg und ich fing gerade mit demselben Studium an. Ich lernte Dich als junge Frau kennen, die pointiert feministisch-theologische Standpunkte vertrat. Wenn Du nun rückblickend Deine Zeit in Fribourg vergegenwärtigst, was waren für Dich Meilensteine feministisch-theologischen Reflektierens?*

Bettina Flick: Die feministische Theologie wurde mir sehr wichtig in der Frage, wo denn mein Platz als Frau in der katholischen Kirche sein könnte. Mich schmerzte es zusehends, meine priesterliche Berufung zu entdecken und gleichzeitig zu wissen, dass ich diese nicht voll würde leben können. Das hat mich zur feministischen Theologie geführt.

Die feministische Theologie, wie sie mir in Fribourg begegnete, hat wohl zuerst und radikal mein Gottesbild verändert. Ich musste Abschied nehmen von dem vertrauten Gott meiner Kindheit, weil mir bewusst wurde, dass ein Gott der Liebe keine Opfer will, auch nicht ein Opfer seines eigenen Sohnes. Gott wurde vom Herrn über mein Leben zur Lebenskraft in mir und in lebensspendenden Beziehungen. Und mir wurde immer klarer, dass dieser Gott keine Zwei-Klassen-Gesellschaft und keine

Zwei-Klassen-Kirche will. Der Abschied vom Herr-Gott hiess auch Abschied von jeglichem Macht-Missbrauch.

Auch für die Sprache, die wir benutzen und was sie aussagt oder eben nicht, wurde ich sensibilisiert. Für mich ist eine Ärztin eine Ärztin und kein Arzt. Und ich fühle mich nicht mitgemeint, wenn jemand von den Mitchristen spricht. Es ist mir sehr wichtig, dass wir Frauen auch in der Alltagssprache auftauchen, es ist nicht umständlicher, von Lehrpersonen zu reden wie von Lehrern.

Nach dem Studium hast du für fünf Jahre in St Gallen in einer Stadtpfarrei als Pastoralassistentin gearbeitet. Konntest du deine feministischen Visionen in der pastoralen Arbeit umsetzen?

Ich war gefasst darauf, meine Ideen und meine feministische Denkweise zurückstellen zu müssen, um in der kirchlichen Struktur überleben zu können. Positiv überrascht war ich dann, einen theologisch sehr aufgeschlossenen Pfarrer und eine sehr offene Pfarrei vorzufinden. Es tat mir sehr gut, in meiner Arbeit als Pastoralassistentin zu erleben, dass ich doch als Frau in dieser Kirche arbeiten kann und anerkannt werde. Und spannenderweise waren es dann Pfarreiangehörigen, vor allem der Pfarreirat, die mich ermutigten, Schritt für Schritt meine Kompetenzen zu erweitern. Es war der Pfarreiratspräsident, der mich aufforderte, Kinder aus der Pfarrei zu taufen, ob ich nun eine offizielle Erlaubnis dazu hätte oder nicht. Und ebenso ermutigend kommentierte er mein Mitbeten beim Hochgebet im Sonntagsgottesdienst mit einem lapidaren: «Es wurde auch Zeit».

Etwas ganz besonderes war für mich ein Erwachsenenbildungskurs für Frauen unter dem Titel «Glauben Frauen anders?» Da wollte ich zusammen mit einer Kollegin meine feministischen Erfahrungen weitergeben. Der Kurs wurde sehr gut besucht, wir mussten ihn

mehrfach durchführen, weil so viele Frauen sich anmeldeten.

Das waren sehr wohltuende und ermutigende Erfahrungen, auch wenn ich weiterhin unter den Begrenzungen litt, die mir ein frauenfeindliches System auferlegte.

Dann zog es dich nach Südamerika. Mit der Bethlehem Mission Immensee hast du während drei Jahren auf dem Hochland von Bolivien und während drei weiteren Jahren in Lima, der Hauptstadt Perus, gearbeitet. Wo und inwiefern konntest Du das, was Dir im Studium wichtig wurde, in Bolivien und Peru in Deiner konkreten Arbeit umsetzen und weitergeben?

Mir wurde schon bald schmerzlich bewusst, dass sich in Lateinamerika kirchliche frauenfeindliche Strukturen mit dem kulturellen «Machismo» verbinden. So hatte ich es sehr schwer, als Frau und Theologin in der Arbeit anerkannt zu werden. Konflikte mit einheimischen Priestern und auch mit engagierten Männern aus den Pfarreien waren vorgeprogrammiert.

Aber du fragst nach den positiven Seiten: Vor allem in Bolivien habe ich erlebt, dass nur schon die Tatsache, dass ich als Frau der sonntäglichen Liturgie vorstand, dass ich pastorale Entscheidungen fällte und Projekte aufzog, im Bewusstsein der Menschen viel veränderte. Ich sehe heute noch die strahlenden Augen von Doña Vicky vor mir, einer einfachen Frau aus der Pfarrei, als sie mich zum ersten Mal in einem liturgischen Gewand sah. Sie war nicht in der Lage, etwas zu sagen, aber ihre Augen drückten so deutlich den Stolz und die Freude aus, dass Frauen mit diesem Gewand die gleiche Würde haben wie Männer. Es war, als ob ich stellvertretend für alle Frauen, auch für Doña Vicky, dieses Gewand tragen und damit verkünden würde: Vor Gott sind wir alle gleich, er macht die Unterschiede zwischen Mann und Frau nicht.

Zugleich musste ich viel Federn lassen. Einer der schmerzlichsten Momente war wohl, als in einem Schulprojekt, das ich selbst begründet hatte und finanzierte, ein Streit unter den Mitarbeitenden ausgebrochen war und mir mein einheimischer Kollege erklärte, das Klärungsgespräch könne ich nicht selbst leiten, da unter den Mitarbeitenden auch ein Mann sei und dieser nie einen Schlichtungsversuch einer Frau akzeptieren könne. Ich konnte dann allerdings als stumme Beobachterin am Gespräch teilnehmen und war danach dankbar für die Erfahrung, ich hatte einen ganz neuen Einblick in die Streit- und Schlichtungskultur der Einheimischen erhalten.

Mein verändertes Gottesbild und meine neue Sprache von Gott fanden keinen Platz in meiner Arbeit in Lateinamerika. Es war einfacher für mich, auf Spanisch Gott mit «Señor» anzureden, als auf deutsch «Herr» zu sagen, und mein Respekt vor der fremden Kultur und meine Hochachtung vor dem tiefen Glauben der Menschen, denen ich begegnete, bewahrten mich davor, als «Missionarin eines neuen, feministischen Gottesbildes» aufzutreten. Ich spürte, dass diese Menschen, Frauen wie Männer, so selbstverständlich ihrem «Herrgott» vertrauten und aus diesem Glauben so viel Lebenskraft ziehen konnten, dass ich sie in ihrer Art zu glauben unterstützte, statt ihnen meine feministischen Erkenntnisse über ein neues Gottesbild zu unterbreiten.

Wie prägte die mehrjährige Arbeit mit Menschen innerhalb so völlig anderer Kulturen Deine feministisch-theologischen Positionen?

Ein grosses Geschenk, das ich aus der andinen Kultur mitnehmen durfte, ist der Bezug zu Mutter Erde – Pachamama genannt. Selbstverständlich schütteten wir den ersten Tropfen eines Getränks auf den Boden für Pachamama, selbstverständlich vollzogen wir auch in der

Pfarrrei traditionelle Riten, die sich an Pachamama wenden. Die Erde, die Schöpfung, wird als beseeltes Leben angesehen, das einen Namen trägt und eine Beziehung zu uns hat. Sie trägt uns und beschenkt uns mit ihren Gaben und es ist an uns, sorgsam mit ihr umzugehen. Diese Schöpfungstheologie konnte in Lateinamerika vom Kopf ins Herz rutschen.

Ebenso spielt in der Kultur des Volkes der Aymara, mit denen ich im Hochland Boliviens gelebt habe, das Paar als Mann und Frau eine grosse Rolle. Ein einzeln lebender Mensch ist wie ein unvollständiger Mensch, weil ihm die gegenseitliche Ergänzung fehlt.

Als ich in der Schweiz zum ersten Mal wieder so ganz selbstverständlich neben einem Priester am Altar stand, ist in mir eine grosse Dankbarkeit entstanden: Hier können wir, wenn auch vor allem erzwungen durch die kirchlichen Strukturen, als Mann und Frau miteinander Liturgie feiern, können wir uns ergänzen statt einander zu bekämpfen.

Ganz sicher haben mich die Jahre in Lateinamerika auch einfach «gezähmt», haben mich toleranter gemacht und meinen Kampfgeist verwandelt. Vor allem in den Jahren in Peru musste ich irgendwie überleben mit einem einheimischen Pfarrer als direktem Vorgesetzten, der mich als Theologin nicht anerkannte und mich gern einfach nur als Handlangerin seiner Ideen und als Kontrollinstanz über die jungen Menschen, mit denen ich arbeitete, gesehen hätte. Es war nicht einfach, unter diesen Umständen eine auch mir als sinnvoll erscheinende und befriedigende Arbeit zu leisten und ich habe gelernt, Kompromisse einzugehen und immer wieder abzuwägen, ob gerade die feministische Sichtweise auf Dauer der Sache mehr dient oder ob ich nicht weiter komme, wenn ich mich auf Zeit auf eine Rolle oder auch auf eine Glaubensaussage einlasse, die ich innerlich eigentlich ablehne.

Nach all den schwierigen Erfahrungen in Lateinamerika war es einfach nur wohltuend, wieder in den pastoralen Alltag in der Schweiz zurückzukehren. Noch heute, nach fünf Jahren wieder zurück im kirchlichen Dienst in der Schweiz, denke ich manchmal: Wir jammern in der Schweizer Kirche auf hohem Niveau. Ich sehe viel mehr, was hier und heute schon möglich ist, wie das, was eben im Moment (noch) nicht möglich ist.

Ja, ich bin heute viel dankbarer für das, was möglich ist, als ungeduldig ob dessen, was noch nicht möglich ist. Mein Blick hat sich gewandelt – und es tut mir gut, die positive Brille aufzuhaben.

*Bettina Flick, Jg.1966,
ist kath. Theologin
und arbeitet in Degersheim,
Bistum St. Gallen als Pfarreibeauftragte.*

Eigene Bedürfnisse und Wünsche wahrnehmen

◆ «Wir bieten zurzeit kein Seminar in feministischer Theologie an, da besteht keine Nachfrage. Es läuft jedoch ein Seminar zu «Konstruktionen von Männlichkeit in Theologie und Gesellschaft», das von 35 Studierenden – 30 Frauen und (nur) 5 Männern – besucht wird ...»

Ich bin nicht mehr auf dem Laufenden, welche feministisch-theologischen Diskurse im universitären Rahmen geführt werden, die obige Aussage stammt von einem Professor an der Universität Bern und bestätigt meinen allgemeinen Eindruck: Feministische Theologie ist out!

Feministische Theologin? Ich habe diese Bezeichnung bis anhin durchaus für mich reklamiert, auch wenn ich schon zwölf Jahre weg bin von der wissenschaftlichen Theoriebildung und auch der Theologie beruflich längere Zeit den Rücken gekehrt habe. Warum trotzdem feministische Theologin? Das hat mit der *Grundhaltung* zu tun, die ich meine und versuche, in mein berufliches und alltägliches Tun einfließen zu lassen: Feministische Theologie verstehe ich als Befreiungstheologie, die unter anderem in Sprache, Prioritätensetzung, Gewichtung und Deutung von zentralen Lebensthemen wie Leiden, Opfer, Gewalt, Gerechtigkeit etc. Frauen, und

damit auch Männern und Kindern, befreiendes und heilsames Zusammenleben und Handeln ermöglichen will.

Feminismus im Klinik-Alltag

In der Psychiatrischen Klinik wurde ich nicht als feministische Theologin angestellt. Aber sie haben eine Frau gesucht, weil sie schon zwei Männer hatten. Und gewisse Patientinnen nur eine Seelsorgerin wollen.

Das ganze psychiatrische Umfeld müsste frau natürlich auch einer feministischen Kritik unterziehen. So sind z.B. Medikamente vor allem an jungen männlichen Probanden auf ihre Nebenwirkungen getestet worden. Oder aus institutioneller Sicht: Es gibt bis heute praktisch keine Teilzeitassistentenstellen für Psychiaterinnen – trotz schweizweit akutem Mangel an PsychiaterInnen. Und auch im Klinikalltag dominiert die männliche Sprache etc.

Wo und wie manifestiert sich die feministische Theologie in meiner Arbeit als Klinikseelsorgerin? Ich führe nur unwesentlich mehr Gespräche mit Frauen als mit Männern. Dabei versuche ich, die Erkrankung einer Patientin oder eines Patienten immer auch in einem weiteren *gesellschaftlichen Kontext* zu sehen: Rollenverständnis, Arbeitsteilung, finanzielle Sicherheiten, interpersonelle Abhängigkeiten etc.

Sehr oft erlebe ich in Gesprächen, dass Patientinnen «absolute Glaubenssätze» oder ein Konglomerat aus allgemeingültigen Wahrheiten mit sich herumtragen und als unabänderlich hingenommen und verinnerlicht haben. Es sind «Es-war-schon-immer-so»-Lehrsätze, die sie tagtäglich verletzen und demütigen. Dazu kommt oft auch gewalttätiges Verhalten meist von Männern an Frauen, das gesellschaftlich immer noch hingenommen und dann als persönliches Schicksal abgetan wird. Es sind *deduktive Denkweisen*, die darum so zerstörerisch wirken, weil sie keinen Platz für Alternativen lassen.

Unsere *duale* Erziehung im Schwarz-Weiss-Schema verhindert so viele kleine Neuaufbrüche, weil wir nicht gewohnt sind, die grosse Palette zwischen schwarz und weiss kreativ zu gestalten und als sinnstiftend zu deuten. Gesund ist gesund, krank ist krank - ist aber menschliches Leben nicht immer etwas dazwischen und darum viel farbiger und bunter als schwarz oder weiss?

In den Gesprächen stehen meist *Selbstwertgefühl und Selbstvertrauen* im Zentrum. – Gott hat nie nur die geliebt, die eine gesellschaftlich anerkannte Leistung vollbringen können. In der langen prophetischen Tradition haben sich Gottesfrauen und -männer immer wieder klar auf die Seite der Geschundenen, der kaum Beachteten oder Ausgeschlossenen gestellt.

Immer wieder begegne ich Patientinnen, die an falschen Schuldgefühlen beinahe zugrunde gehen. *Schuld und Sühneopfer* haben Generationen von Frauen in ihrer ureigensten Identität geprägt – auch säkulare Frauen. Eine Opfertheologie, die sich trotz schwindendem Einfluss der Kirchen weiter behauptet und wesentlicher Motor ist in den Welten, wo es um Geld, Macht und Einfluss geht. Im Gespräch mit Frauen erlebe ich oft, dass eine Frau grosse Mühe hat, einen persönlichen Wunsch zu formulieren, unabhängig von den Wünschen und Erwartungen ihres Partners, ihrer Familie oder Bekannten. Trotz viel kritisiertem Egoismus und viel kritisierten Ichbezogenheit: viele Frauen haben immer noch grosse Mühe, ihre eigenen Bedürfnisse und Wünsche überhaupt erst wahrzunehmen. Und da braucht es dann viel Zeit, Vertrauen aufzubauen in die eigenen Möglichkeiten, das Leben zu gestalten und selber in die Hand zu nehmen.

Wir müssen konsequent alle *Allmachtsphantasien* entlarven und austreiben – sie binden so viele Energien, und betreiben Verrat an so vielen Hoffnungen. – Es wird nie eine Medizin ge-

ben, die Depression oder Schizophrenie zum Verschwinden bringt, gerade weil psychische Erkrankungen auch Ausdruck sein können von diskriminierenden und menschenverachtenden gesellschaftlichen Strukturen. Und auch darum, weil wir Menschen unsere menschlichen Begrenztheiten, Leiden und Tod als menschliche Lebenswirklichkeit endlich akzeptieren müssen – nicht als Defizit, sondern als menschliche Realität. Das kann Druck wegnehmen, Gelassenheit geben, kann Kreativität anregen, Energie und Zeit freisetzen. Es kann auch die Kraft geben, um Leiden und Tod durchzustehen.

«Ich habe früher an Gott geglaubt, aber jetzt in meiner schweren Depression habe ich nie etwas von ihm gespürt und auf all meine Fragen keine Antworten bekommen. Ich fühle mich ganz von Gott verlassen» – es sind solche Sätze von PatientInnen, die mich verstummen lassen. – Es gibt den Karfreitag, tagtäglich, wir müssen ihn aushalten, auch in seiner brutalsten Realität. «Mein Gott, warum hast du mich verlassen?» Diese Worte Jesu sind Mahnmal dafür. Auch Gott ist ohnmächtig. Gott leidet mit.

Sehr oft geht es in der seelsorgerlichen Begleitung darum, Ohnmacht auszuhalten und irgendwie einen Funken Hoffnung durchtragen zu können wider hartnäckige äussere und innere Ängste, Widerstände, Rückschläge und Verzweiflung. Eine Hoffnung, die dafür einsteht, dass sinnerfülltes Leben nicht bedeutet, perfekt zu sein, alles zu können und kontrollieren zu müssen, nie mehr krank zu werden. Leben meint immer leben mit Grenzen, Leben heisst aber auch, dass es nie nur eine Wahrheit gibt, dass Veränderungen möglich sind, auch ein Neuanfang. Leben wir in dem Moment, in dem wir geniessen, etwas schön finden können, indem wir einander authentisch begegnen oder mit Carter Heyward ausgedrückt: Macht in Beziehung erfahren. Oft ist es Patientinnen

*Eveline Gutzwiller
Perren, Jg.1971,
Studium der Theologie
und Sozialarbeit,
zurzeit Klinikseelsor-
gerin und Mutter*

dann auch wichtig, zeichenhaft Abschied zu nehmen von ihrem alten Leben und einen selbstbestimmten Neuanfang zu setzen.

Ist feministische Theologie überflüssig geworden? Ich denke, noch lange nicht.

Gleichzeitig erwarte ich - zu was das Seminar an der Uni Bern vielleicht anstiften will - dass endlich auch die Männer aktiv werden. Ich erwarte, dass Männer nicht mehr bereit sind, nur

100%-Jobs (oder 80%-Jobs mit einem Kindertag ohne Hausarbeit) zu tun, und dass es simpel und einfach eine Selbstverständlichkeit ist, dass alle Formen von Arbeit ins Zeitbudget einberechnet und gerecht aufgeteilt werden. Ich wäre sicher nicht eine der dreissig Studentinnen, die sich mit Konstruktionen des Männlichen auseinandersetzen wollte, das ist Sache der Männer. Ja, ich erwarte, dass sich endlich auch die Männer auf die Socken machen.

Veronika Bachmann

«Sie ging aus, um unter den Menschenkindern zu wohnen ...» – Feministische Theologie im universitären Kontext

◆ Traditionell ist es die Weisheit, von deren Suche nach einem Wohnort unter den Menschen die Rede ist. Einige Texte reden davon, dass sie an allen Ecken der Stadt steht und die Menschen einlädt, sich auf sie einzulassen. Sie verspricht ihnen Rat, Hilfe, Einsicht, Reichtum, Ehre, ja ganz allgemein Leben – und Macht (vgl. Spr 8). Weisheit kann als solche erkannt oder aber ignoriert werden. Die Weisheit wird mit unterschiedlichen Grössen in Verbindung gebracht. Jesus Sirach identifiziert sie letztlich mit

der Tora, das Johannesevangelium knüpft für seine Christologie an Weisheitstraditionen an, die sich mit neuplatonischem Ideengut verschmelzen liessen: Mit Christus kam der Logos, das weisheitliche Schöpfungsprinzip, das wahre Licht in die Welt, wurde aber nicht von allen als dieses Licht erkannt. Andernorts wird das Bild pessimistischer verwendet: Laut 1 Henoch 42 etwa fand die Weisheit, als sie ausging, um unter den Menschenkindern zu wohnen, keine Wohnstätte. Kapitulierend überliess sie die Welt der Ungerechtigkeit und kehrte «an ihren Ort», in den Himmel, zurück.

Denkt man an die aktuelle Situation der feministischen Theologie, lassen die antiken weisheitlichen Bildwelten gewisse Vergleiche zu. Auch die feministische Theologie scheint noch keine endgültige Wohnstätte gefunden zu haben. Im Folgenden soll es weder um eine Apotheose feministischer Theologie noch um eine Elegie auf eine zurückgewiesene Disziplin gehen. Die weisheitlichen Bilder sollen es vielmehr erlauben, einige Gedanken zur Frage nach den Orten feministisch-theologischen Schaffens und seiner Akzeptanz an akademischen Institutionen zu entwickeln.

Es gibt die «schönen» Bilder von der

Weisheit als Gastgeberin (vgl. Spr 9), als Lebensbaum und Lebensquell (vgl. Spr 3). Klugen Männern wird sie als die ideale Lebenspartnerin angepriesen (vgl. Sir 51,13ff.; Weish 8). Es fällt auf, dass «Weisheit» in allen Texten ein funktionaler Begriff bleibt: Was sie konkret umfasst, wird unterschiedlich bestimmt. Die Definitionsmacht zu beanspruchen, ist wichtig.

Wer in Mitteleuropa feministisch-theologisch arbeitet, weiss, das feministische Ansätze hier noch immer tendenziell dem Verdacht ausgesetzt sind, nicht die universitäre Weisheit, sondern eher Torheit zu verkörpern. Wer im feministischen Bereich arbeitet und publiziert, muss zu Recht fürchten, sich akademische Karrierechancen zu verbauen. Nicht jeder Professor/jede Professorin ist bereit, Dissertationen mit feministischer Fragestellung zu betreuen. Noch bekommen NachwuchswissenschaftlerInnen hier nicht den Ratschlag, den mir ein Philosophieprofessor in den USA gab: «Schau darauf, dass du einige Arbeiten im feministischen Bereich publizierst!» Weisheit könnte durchaus anders definiert werden.

Veränderte Vorzeichen

In gewissen Kreisen wird Weisheit bereits anders definiert, werden die Grenzen zwischen Weisheit und Torheit anders gezogen. NachwuchswissenschaftlerInnen, denen eine kritische Auseinandersetzung mit Geschlechterfragen ein Anliegen ist, können von den Errungenschaften ihrer VorkämpferInnen profitieren. Es gibt Lehrstühle, die mit «offeneren» Personen besetzt sind. Es gibt Netzwerke wie die *European Society of Women in Theological Research* (ESWTR), die europaweit rund 650, in der Schweiz gut 50 Mitglieder zählt. Oder aber das Netzwerk Geschlechterbewusste Theologie (NGT), das jährlich zu einem Treffen lädt. Die elektronische Zeitschrift *lectio difficilior*, die halbjährlich in Bern erscheint, konnte sich in

den letzten Jahren als Forum für feministische Exegese etablieren. Neben zahlreichen kleinen sind immer wieder grössere Publikationsprojekte am Laufen. Gegenwärtig arbeiten z. B. zahlreiche Wissenschaftlerinnen an der exegesisch-kulturgeschichtlichen Enzyklopädie «Die Bibel und die Frauen». Schliesslich wurde schweizweit erreicht, das Lehrangebot in Gender Studies stärker zu institutionalisieren. Die einzelnen Fakultäten sind herausgefordert, sich im Bereich der Geschlechterforschung gegen aussen zu profilieren. Feministische Theologie/theologische Geschlechterforschung wird so gemeinhin sichtbarer.

All dies vor Augen ist es kaum zu kühn, von einer Erfolgsgeschichte der feministischen Theologie auch an den Universitäten zu reden, wie dies die 2008 erschienene Publikation «Feministische Theologie. Initiativen, Kirchen, Universitäten – eine Erfolgsgeschichte» für den bundesdeutschen (und primär evangelischen) Kontext tut.

Obwohl sich die Rahmenbedingungen für feministisches Arbeiten und Lehren prinzipiell verbessert haben, bleiben die AkteurInnen mit Herausforderungen konfrontiert. Unbefristete akademische Stellen bleiben rar. Sich von Lehrauftrag zu Lehrauftrag, von Forschungsprojekt zu Forschungsprojekt zu organisieren, ist aufreibend. Können Professuren angesichts der gesamtuniversitären Sparübungen überhaupt neu besetzt werden, definieren Fakultäten ihr «Kerngeschäft» selten innovativ. Feministische Lehraufträge oder gar Lehrstühle einzufordern, wirkt anmassend. Wenn sich manche dafür entscheiden, sich beruflich von der Universität weg zu bewegen, erstaunt dies nicht.

Das oben erwähnte Buch benennt eine Herausforderung noch ganz anderer Art: die veränderten Sensibilitäten der Studierenden. Zum feministischen Lehrauftrag in Frankfurt, der sich in den

Veronika Bachmann, Jg. 1974, studierte Theologie und Philosophie in Fribourg und Tübingen. Sie ist seit 2003 an der Universität Zürich tätig; bis 2009 als Assistentin am Lehrstuhl für Alttestamentliche Wissenschaft und Altorientalische Religionsgeschichte, seit Januar 2010 als wissenschaftliche Mitarbeiterin am religionswissenschaftlichen Seminar.

80er-Jahren gerade dank studentischer Initiative etablieren konnte, wird nüchtern konstatiert: «Je expliziter im Thema des Lehrauftrags feministische Inhalte betont werden, umso weniger Interessierte finden sich. Wenn das Thema [...] nicht explizit feministisch-theologisch formuliert ist, sind die Veranstaltungen gut besucht.» (277f.) An Schweizer Fakultäten lässt sich Vergleichbares beobachten. Die Frage des Labels stellt sich der feministischen Theologie nicht nur im universitären Bereich. Neue Strategien sind gefragt, um die Plausibilität feministischer Anliegen einsichtig zu machen und Zerrbildern entgegenzuwirken – ohne selbst solche zu reproduzieren und ohne insgesamt vor der Aufgabe zu kapitulieren.

«... und sie fand eine Wohnung»

Zu denken, feministische Theologie sei auf universitärer Ebene – noch bevor sie richtig Fuss fassen konnte – schon wieder passé, wäre verfehlt. Sie wird an unterschiedlichen Orten unterschiedlich aufgegriffen und weitergeführt. Vernetzungen und die Anerkennung nicht zuletzt durch ausseruniversitäre Organisationen und Initiativen stützen den Rücken, motivieren zur Weiterarbeit. Feministische Theologie hat dabei eine Vielzahl an Wohnorten gefunden und ist auf diese Vielzahl auch angewiesen, um glaubwürdig zu sein. Es sind eher Zelte, nicht feste Fakultätsmauern, in denen sie weilt. Um der Weisheit, die «beweglicher ist als alle Bewegung» (Weish 7,24), auf den Fersen zu bleiben, ist dies kein schlechter Ausgangspunkt.

Marianne Strub

Das Schweigen brechen

Ein Erfahrungsbericht über
feministisch-theologische Arbeit im
Kontext von Chiapas, Mexiko.

◆ Wie in der skandalösen Geschichte von Tamar (2 Sam 13), die von ihrem eigenen Bruder Amnon vergewaltigt wurde, werden Personen, die von Häuslicher Gewalt betroffen sind, fast immer dazu gezwungen, darüber zu schweigen,

was ihnen angetan worden ist. Dieses Schweigegebot wird vom Aggressor durch Drohungen aufrecht erhalten. Manchmal ist es auch die Gesellschaft selbst oder das soziale Umfeld der betroffenen Person, die ihr verunmöglichen, ihre Stimme zu erheben und jemandem anzuvertrauen, was sie erleidet.

Das Schweigen ist eine der Eigenschaften der Häuslichen Gewalt. Und es ist genau dieses Schweigen, das dazu führt, dass die Gewaltspirale weitergeht und mindestens jede dritte Frau betrifft, ihre Kinder und unsere Gesellschaft in der Gegenwart und Zukunft.

Ein Teil der Arbeit am ökumenischen Institut INESIN in San Cristóbal de Las Casas (Institut für interkulturelle Studien und Forschung) besteht darin, Formen zu finden, um dieses Schweigen über Häusliche Gewalt zu brechen und Mittel zu bilden, um ihr vorzubeugen und um betroffene Personen und Familien in der Seelsorge zu begleiten.

Am vergangenen 21. Novemberschlossen zwölf Teilnehmerinnen und sieben Teilnehmer des ersten Diplommkurses über das Thema Seelsorge in Situationen von Häuslicher Gewalt ihre knapp zweijährige Weiterbildung am INESIN ab. Sie kamen aus Chiapas und Oaxaca, aus protestantischen und der katholischen Kirche, sind PfarrerInnen, Nonnen, Laiinnen und Laien. Gemeinsam reflektierten wir über die Realität von Gewalt an Frauen, unsere eigenen Erfahrungen mit Gewalt in unseren Familien und unseren Umgang damit, über das Zusammenleben von Frauen und Männern in unseren Gesellschaften, Kulturen und Kirchen, über biblische Texte und eine Hermeneutik, die uns hilft, Häusliche Gewalt wahrzunehmen und darüber zu sprechen, über die Gesetze und über seelsorgliche Ressourcen, um von Gewalt betroffene Frauen und Männer zu begleiten.

Häusliche Gewalt und andere Formen von Gewalt an Frauen sind in Mexiko, insbesondere in Chiapas, stark verbreitet. Beinahe zwei Drittel der weiblichen Bevölkerung ist Statistiken gemäss von Gewalt betroffen. Diese Statistiken sind jedoch schwer zu erheben, denn für viele Frauen ist Häusliche Gewalt nach wie vor «normal» und wird in den Umfragen nicht deklariert.

Im Kontext von Chiapas ist Gewalt allgegenwärtig, die Menschen erleben und erleiden einen «Krieg niedriger Intensität», der sie auszehrt. Die Armut ist nach wie vor sehr gross und die Diskriminierung indigener Menschen, insbesondere der Frauen, hält an. Dazu kommen eine grosse Zahl von sozialen Konflikten verschiedenen Charakters: Spaltungen in den Dorfgemeinschaften aufgrund von Regierungsprojekten, Parteien, Organisationen und Kirchen; Minen- und Autobahnprojekte, die den Menschen ihr Land und somit ihre Lebensgrundlage vernichten; Militarisierung und Einschüchterungen; Migration an die grossen Touristenorte am

Atlantik und in die USA; Straflosigkeit von Menschenrechtsverletzungen sogar im Fall des Massakers von Acteal. Die Liste würde lang, hätte sie den Anspruch, vollständig zu sein.

Wie in dieser Aufzählung, fehlt in den meisten Analysen über Chiapas die Erwähnung von Häuslicher Gewalt. Kaum wird darüber gesprochen, auch in den Kirchen nicht. So hat sich das INESIN zum Ziel gesetzt, aus kirchlicher und theologischer Perspektive einen Beitrag zur Prävention von Häuslicher Gewalt zu leisten, indem SeelsorgerInnen sensibilisiert und informiert werden. Die Kirchen sind wichtige soziale Akteurinnen in Chiapas. Was dort gesagt und getan wird, hat grosses Gewicht in der öffentlichen Meinung. Die Kirchen in Mexiko sind jedoch patriarchal geprägt. In den allermeisten werden noch immer keine Frauen ordiniert. Das vorherrschende und gepredigte Bild der Frau ist meist diskriminierend, jenes der Familie traditionell patriarchal. In unseren Workshops verwenden die Frauen das Bild einer Leiter, um diese patriarchale Familienstruktur darzustellen: Zuoberst zeichnen sie ihren Ehemann, dann sich selber, die Söhne und dann die Töchter. Diese Leiter ist eine Darstellung der ungleichen Machtverteilung in ihren Familien. Gefragt über ihren Traum von Familie, zeichnen sie meist einen Kreis, in dem die Macht, die Verantwortung und die Pflichten geteilt werden.

Die biblisch-theologischen Implikationen beim Thema Häusliche Gewalt sind naheliegend. Oft wird die Gewalt gegen Frauen mit patriarchalen Bibelauslegungen «gerechtfertigt» (der Mann wurde vor der Frau geschaffen, die Frau beging die «Ursünde», die Frau muss schweigen in der Gemeinschaft, der Mann ist das Haupt der Frau...). Die Lehren, die in den Kirchen verbreitet werden, sind sehr wichtig innerhalb der chiapanekischen Gesellschaft und ihren Werten. Deswegen ist die Sensibilisie-

rung über das Thema innerhalb der kirchlichen Strukturen und ihren VertreterInnen wichtig.

Feministische Theologie stellt in diesem Kontext zunächst einmal eine Provokation dar. Verbreitete Denk- und Glaubensmuster bringt sie durcheinander, Gewohntes wird hinterfragt, die Sprache klingt anders. Kann Gott auch «Mutter» sein? Hatte Jesus tatsächlich Jüngerinnen? Wie stellt man eine ordinierte Pfarrerin vor? Sie ist auch unter Feministinnen provokativ, denn diese haben meist jegliche Hoffnung und Vertrauen in die Kirchen verloren. Für sie ist es neu und beinahe unvorstellbar, dass Feminismus und Theologie vereinbar sind.

Auf die Provokation folgt jedoch meist Befreiung. Nicht nur die Frauen erleben es als befreiend, in einer Predigt oder Bibelarbeit, Raum zu erhalten, auch viele Männer empfinden den Bruch mit patriarchalen Strukturen, die sie einengen und begrenzen, eine Befreiung.

Und immer mal wieder trifft feministische Theologie auf Unverständnis. Insbesondere in den kirchlichen Hierarchien. Für mich als Ausländerin ist es relativ einfach, feministische Sicht- und Glaubensweisen zu vertreten, für meine mexikanischen Schwestern ist dies jedoch ein sehr aufreibendes und beinahe gefährliches Unterfangen. Viele von ihnen werden gemobbt und sogar von ihren Tätigkeiten und Kirchen ausgeschlossen.

In Chiapas hat feministische Theologie jedoch eine langjährige Tradition innerhalb der katholischen Diözese von San Cristóbal de Las Casas: Durch die Arbeit der Frauenkoordination der Diözese (Codimuj). Ihre Arbeit besteht darin, Frauengruppen in den Pfarreien zu bilden und ihre Leiterinnen regelmäßig weiterzubilden über Gender, soziale, kulturelle und biblisch-theologische Themen.

In diesem Kontext stellt feministische Theologie aber auch einen Beitrag zum so dringenden Frieden dar. Patriarchale Strukturen sind Nährboden für Machtmissbrauch und Gewalt an Frauen, Kindern und älteren Menschen. Wo Gewalt in den Familien weiterbesteht, kann kein Frieden einkehren. Davor dürfen Theologie und Kirchen die Augen nicht verschliessen und sind eingeladen, Räume zu werden, wo Betroffene von Häuslicher Gewalt Begleitung und Schutz finden, damit sie ihr Schweigen brechen können. Wo über Häusliche Gewalt gesprochen wird, fällt dies einfacher. Die feministische Theologie spricht davon und gibt Worte, wo diese fehlen, Stimmen, wo sich das Schweigen einschleicht, Hoffnung, wo Bedrohung und Leid zum Gefängnis werden und immer wieder ganz konkrete Hilfe, wo die Gewalt mit dem Tode droht.

Marianne Strub ist ökumenische Mitarbeiterin von DM-échange et mission und arbeitet seit drei Jahren am INESIN in San Cristóbal de Las Casas, Chiapas. Sie ist reformierte Pfarrerin. Das INESIN A.C. ist eine Partnerorganisation von DM-échange et mission. Vgl: www.inesin.ironie.org/ und www.dmr.ch/

Workout für Engagierte

◆ *Workout meint in der Sprache des zum neuen gesellschaftlichen Treffpunkt avancierenden Fitnessraums den Aufbau und das Fithalten der Muskulatur. In ironischer Anlehnung an diesen Begriff erzählen Menschen aus verschiedenen Zusammenhängen in der Rubrik «Workout für Engagierte» davon, wie sie es schaffen, in dürftiger Zeit die Kraft für ihr Engagement zu finden und zu erhalten.*

Nachdem ich vom 1. Januar bis Gründonnerstag 2009 den «Unterricht in der christlichen Religion» des Johannes Calvin (860 Seiten) zu mir genommen habe, ist jetzt der Koran an der Reihe (ca. 500 Seiten). Die Bibel (ca. 2000 Seiten) hat mich schon zweimal von Genesis bis Apokalypse durchquert.

Die Bibel: «Du sollst nicht begehren deines Nächsten Weib, Knecht, Magd...» (Ex 20,17). Der Koran: «Überlegt gut und nehmt nur eine, zwei, drei, höchstens vier Ehefrauen...» (4. Sure, 4). Johannes Calvin: «Wir sind also durch die Anlage unserer Natur und dann erst recht wegen der Begierde, die nach dem Fall wild entbrannt ist, in doppelter Weise der ehelichen Verbindung mit der Frau bedürftig.» (Institutio II,8,42).

Wir/Ihr hier – die Frauen irgendwo dort hinten, im Bett, in der Küche. Sprachlos. Unbedeutend. Unbezogen. Eine Funktion im Mannleben.

Die Lebendige

Nicht, dass mich an den dicken Büchern der jüdisch-christlich-muslimischen Tradition nur die androzentrischen Spitzensätze interessieren würden. Eigentlich sucht es in mir ja nach der wohnlich-weiten Landschaft, die sich hinter den mannverdreckten Fensterscheiben ausbreitet. Aber diese Sätze, die mich immer wieder daran erinnern, dass ich Frau da eigentlich gar nicht gemeint bin, führen mir doch die Aufgabe deutlich vor Augen: Weil von Abraham bis Jüngel und darüber hinaus Gott eigentlich nur mit «freien» Männern zu sprechen scheint, gibt es viel zu tun: Ein exklusives Manngerede ist in das freie Beziehungsgeschehen zu transformieren, das eine Religion oder Theologie oder Frömmigkeitspraxis sein muss, will sie den Namen verdienen und der Welt gut tun. Ich weiss ja: DIE LEBENDIGE spricht auch mit mir. DIE GEISTKRAFT weht, wo SIE will (Joh 3,8). Auch das steht in den Heiligen Schriften.

Dies in meine übervoll-dürftige Gegenwart

hinein zu vermitteln, ist Arbeit. Harte und genussvolle, manchmal ermüdende, oft erfrischende Arbeit.

Eigener Rhythmus

Der Koran, meine derzeitige Lektüre, liegt griffbereit in dem Raum, in dem ich auch täglich schweige. Auch Calvins Monsterwerk lag dort, an derselben Stelle, auf dem Teppich, neben dem Heizkörper. Wenn ich, mit dem Rücken zur Wärme, so viel aufgenommen habe, wie meine Augen und mein Herz heute vertragen, dann zünde ich die Kerze an. Schweigen heisst: warten, was passiert. Nicht gleich handeln. Nicht gleich argumentieren. DAS LEBENDIGE sprechen lassen, wenn ES, ER, SIE denn heute sprechen will, zu mir und zur Welt. Manchmal geschieht etwas. Meistens? Immer öfter?

Ich lasse mich aufrichten, übergebe Worte der Tastatur, dann dem Worldwideweb. Es geschieht, was dran ist, nicht mehr, nicht weniger: einer Pflanze neue Erde geben, damit sie blühen und gedeihen kann, die Fenster putzen oder das Klo, ein schwieriges Gespräch endlich beginnen, einen Kuchen backen für den Besuch...

Soll ich es «Gehorsam» nennen?

Mich hat es die Geduld gefunden. Postpatriarchale Transformation schreitet langsam voran. Machen macht müde, Warten schenkt Kraft. Genau so viel Kraft, wie jetzt nötig ist, bis zum nächsten Loslassen. DAS LEBENDIGE hat IHREN eigenen Rhythmus. Ich lasse mich treiben, denn Es weiss: Heute ist dieses dran, nichts anderes, nicht alles.

Ina Praetorius

Ina Praetorius, Dr. theol., Germanistin und evangelische Theologin, Hausfrau, Mutter, freie Autorin und Referentin, lebt seit vielen Jahren im Toggenburg.

Aus der Bewegung

Vorstand TheBe

Im ersten Halbjahr 2010 möchten wir folgende Veranstaltungen wärmstens zur Teilnahme empfehlen:

Romero-Tage 2010, vom 25. Februar bis 6. Juni, mit Schwergewicht im Monat März: Aus Anlass des 30. Jahrestages der Ermordung von Erzbischof Oscar Arnulfo Romero von El Salvador führt das RomeroHaus Luzern zusammen mit befreundeten Organisationen dieses Jahr eine ganze Reihe von Veranstaltungen durch, die diesem beispielhaften Christen unserer Zeit und seinem Zeugnis für Gerechtigkeit gewidmet sind. Wir greifen hier aus der Vielfalt einige Angebote heraus, wo fast überall Mitglieder der TheBe massgeblich an der Ausarbeitung beteiligt sind (den Überblick über das gesamte Programm findet man ab Ende Januar 2010 unter www.romerohaus.ch):

Weltsichten in Holz geschnitten – Blicke nach Chiapas (Ausstellung im RomeroHaus vom 5. März bis Anfang April): Holzschnitte von Eva Gallizzi (Mutter einer PWS-Freiwilligen) zu Chiapas. An der Ausstellungseröffnung wird eine Info- und Diskussionsveranstaltung zu Menschenrechtsbeobachtung im Kontext von transnationalen Grossprojekten (am Beispiel des Bergbaus in Guatemala) stattfinden. Die Referentin

Julia Spetzler ist eine PWS-Freiwillige (Peace Watch Schweiz), die nach ihrem Einsatz in Guatemala ihre Masterarbeit zum Thema geschrieben hat: Freitag, 5. März, 19.00 Uhr, RomeroHaus Luzern.

Sonntagsmatinee zum Buch «Zwischen Medellin und Paris. 1968 und die Theologie» mit Rolf Bossart, Willy Spieler, Beat Dietschy, Reinhild Trailter und Urs Eigenmann. (Organisation: Neue Wege): Sonntag, 7. März, 11.30 Uhr, RomeroHaus Luzern.

Filmabend zu Arbeitsbedingungen in Zentralamerika, organisiert vom Sentitreff in Zusammenarbeit mit dem Luzernernetz Arbeit und Bildung für alle (LABA): Mittwoch, 17. März 2010, 20.00 Uhr, Senti-Saal, Baselstrasse 21, Luzern.

Zum Gedenken an Luis Espinal: Am 22. März 1980 wurde Luis Espinal von einer paramilitärischen Gruppe in La Paz/Bolivien entführt, gefoltert und ermordet. Als Jesuit und Journalist setzte er sich unerschrocken für die Rechte der Unterdrückten, Ausgebeuteten und Ausgeschlossenen ein. Gedenkgottesdienst: Eucharistiefeier (17.15 Uhr) und Gesprächsabend (18.15 Uhr) mit Christoph Albrecht: Montag, 22. März, Jesuitenkirche, bzw. Sakristei der Jesuitenkirche, Luzern.

Das unerkannte Erbe Luis Espinals. Gedenken zum 30. Jahrestag seiner Ermordung

Erwägungen

Journal der Theologischen Bewegung für Solidarität und Befreiung – TheBe

Redaktion

Christian Muheim
Rotachstrasse 3
9000 St. Gallen
christian.muheim@gmx.ch

Franz Schibli
franz.schibli@gmx.ch

Administration

TheBe, Postfach 4809,
6002 Luzern
info@thebe.ch,
www.thebe.ch

Abopreis

Das Journal der Theologischen Bewegung für Solidarität und Befreiung erscheint zwei Mal im Jahr (jeweils im Januar und Juli) als Beilagenheft der *Neuen Wege*. Das Abonnement ist Bestandteil der Mitgliedschaft der TheBe.

Mitgliedschaft

Wollen Sie Mitglied der Theologischen Bewegung für Solidarität und Befreiung werden? Schicken Sie ein Email mit Ihrer Adresse

an info@thebe.ch oder senden Sie den untenstehenden Talon an uns zurück. Der Mitgliederbeitrag liegt bei Fr. 30.–, der Solidaritätsbeitrag bei Fr. 50.–.

.....
Ich werde Mitglied der Theologischen Bewegung für Solidarität und Befreiung:

Name	Vorname
Strasse, Nr.	
PLZ/Ort	Tel.
E-Mail	

Talon senden an: Theologische Bewegung für Solidarität und Befreiung, Postfach 4809, 6002 Luzern

– Vortrag von Christoph Albrecht mit besinnlicher Gestaltung: Donnerstag, 25. März 19.30 Uhr, Herbergsgasse 7, Basel.

Olla comun («geteilte Pfanne») mit Texten von und zu Erzbischof Oscar A. Romero. An seinem Todestag wollen wir das Gedenken mit seinen Worten und solchen von Zeitzeugen über ihn begehen. Zudem wollen wir unseren Zusammenhalt mit einem gemeinsamen Mahl stärken. (Organisation: Sentitreff und TheBe): Mittwoch, 24. März, 19.00 Uhr, Sentitreff, Baselstrasse 21, Luzern.

Gedenkgottesdienst an Erzbischof Romero unter Mitwirkung von David Morales aus El Salvador, der dort das Erbe Romeros weiter trägt. (Organisation: RomeroHaus und Pfarreiteam Maihof): Freitag, 26. März, 19.00 Uhr, Maihofkirche, Luzern

Oscar Romero ¡Presente! Erzbischof Romeros politisches und spirituelles Erbe – in El Salvador und der Schweiz (mit David Morales, Oswald Iten, Simone Dollinger u.a.). In Erinnerung an den am 24. März 1980 ermordeten Erzbischof von San Salvador fragt die Tagung nach der Bedeutung von Oscar Romero für den Kampf um die Rechte der Ärmsten. Mit David Morales konnte ein Menschenrechtsexperte für die Veranstaltung gewonnen werden, der im Kampf gegen die Straffreiheit in El Salvador Grosses geleistet hat und sich dem Erbe Romeros in besonderer Weise verpflichtet weiss. Oswald Iten, der in den 1980-er Jahren den legendären Film «Der subversive Bischof» gedreht hat, wird diesen kommentieren und mit aktuellen Film-Bildern ergänzen. Samstag, 27. März 2010, 9.00 bis 16.30 Uhr, RomeroHaus Luzern.

Jahresversammlung der Theologischen Bewegung für Solidarität und Befreiung Im Anschluss an die Tagung Oscar Romero ¡Presente!: Samstag, 27. März 17.00-19.00, RomeroHaus Luzern

Ostermarsch 2010 zum Thema «Ernährungssouveränität»: Es ist der achte Berner Ostermarsch. Ernährungssouveränität wird am Ostermarsch als friedenspolitisches Konzept verstanden. Kleinbäuerliche Strukturen als Antithese zu Gewalt und Ausbeutung in Hungerkrisen und im Agrobusiness, bäuerlicher Internationalismus als realökonomische Alternative zum Finanzkapitalismus und zum Freihandel, selbstbe-

stimmte Kontrolle von Ressourcen, insbesondere des Bodens als Konfliktprävention, kleinräumige Vernetzung als Beitrag zur Klimagerechtigkeit: Ostermontag, 5. April 2010, 13.00 Eichholz an der Aare, Bern.

AG Feministische Theologie

Wir sind zurzeit sechs Theologinnen, die sich alle sechs bis acht Wochen in Bern treffen und über ein gemeinsam ausgewähltes feministisch-theologisches Buch austauschen. Wir lesen Bücher aus allen theologischen und auch philosophischen Disziplinen. Momentan diskutieren wir gerade das bereits zum Klassiker gewordene Grundlagenwerk von Hannah Arendt «Vita activa oder vom tätigen Leben».

Unsere Frauen-Lesegruppe trifft sich jeweils in der Regel an Mittwochen von 19–21 Uhr zu einer Teilete in Bern (sieben Minuten vom Bahnhof).

Es können jederzeit auch noch weitere Frauen zu uns stossen. Nächste Lesetreffdaten sind wie folgt:

Mittwoch, 20. Januar 2010, Mittwoch, 17. Februar, Mittwoch, 7. April und Mittwoch, 26. Mai 2010.

Kontakt: Eveline Gutzwiller Perren, Tel. 033 221 43 24 oder evgu@pe-gu.ch

AG Wächtigs-ChristInnen

In den beiden Herbstsitzungen 2009 diskutierten wir weiter über die weltweite Finanzkrise und deren Auswirkungen für die Werk-tätigen. Wir informierten uns über das WIR-Verrechnungssystem (Wirtschaftsring), dem bargeldlosen und zinsfreien Zahlungsverkehr unter KMU der Schweiz. Und wir stellten die Frage: Bräuchten nicht die Kirchen eine alternative, zinsfreie Währung? (Pro- und Contra-Argumente in der Zeitschrift «Aufbruch» vom 1. Mai 2009.) Das führte uns zur Frage, wie die Kirchen ihre Gelder platzieren.

Darüber wollen wir weiter diskutieren. Wir treffen uns am Donnerstag, 14. Januar 2010 und am Mittwoch, 24. Februar 2010, 18.45 Uhr, in Olten.

Kontakt: Paul Jeannerat-Gränicher, 031 859 33 46 oder graeicher.jeannerat@gmx.ch. Neue Teilnehmerinnen und Teilnehmer sind herzlich willkommen.